

HOFFMANN
Gesammelte
Werke



Null Papier

E. T. A. Hoffmann

Gesammelte Werke

E. T. A. Hoffmann

Gesammelte Werke

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2024
Klosterstr. 34 · D-40211 Düsseldorf · info@null-papier.de
Herausgeber: Jürgen Schulze
EV: de
2. Auflage, ISBN 978-3-954183-61-6



Inhaltsverzeichnis

Autor	4
Die Marquise de la Pivardiere	10
Die Irrungen	60
Verloren und Gefunden	61
Die Reise nach Griechenland	77
Traum und Wahrheit	94
Der Zauber der Musik	105
Der griechische Heerführer -- Das Rätsel	111
Die Geheimnisse	126
Einleitung	127
Erstes Blättlein	153
Zweites Blättlein	163
Drittes Blättlein	170
Viertes Blättlein	183
Fünftes Blättlein	194
Sechstes Blättlein	202
Der Elementargeist	211
Die Räuber	278
Die Doppeltgänger	340
Erstes Kapitel	341
Zweites Kapitel	354
Drittes Kapitel	363
Viertes Kapitel	375
Fünftes Kapitel	385
Sechstes Kapitel	395

Siebentes Kapitel	405
Achtes Kapitel	416
Datura Fastuosa	424
Erstes Kapitel	425
Zweites Kapitel	440
Drittes Kapitel	458
Viertes Kapitel	473
Fünftes Kapitel	489
Letztes Kapitel	500
Meister Johannes Wacht	511
Des Veters Eckfenster	585
Die Genesung	627
Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes	641
Vorwort	642
Fortsetzung von Abraham Tonellis merkwürdiger Lebensgeschichte	650
Der Feind	652
Erstes Kapitel	653
Zweites Kapitel	677
Drittes Kapitel	706
Haimatochare	719
Ignaz Denner	740
Die Geschichte vom verlornen Spiegelbilde	822
Das Sanctus	846
Klein Zaches, genannt Zinnober	874
Erstes Kapitel	875

Zweites Kapitel	896
Drittes Kapitel	915
Viertes Kapitel	933
Fünftes Kapitel	946
Sechstes Kapitel	965
Siebentes Kapitel	983
Achtes Kapitel	996
Neuntes Kapitel	1011
Letztes Kapitel	1029
Das Gelübde	1036
Der Sandmann	1081
Nathanael an Lothar	1082
Clara an Nathanael	1095
Nathanael an Lothar	1100
Lebensansichten des Katers Murr	1136
Vorwort des Herausgebers E. T. A. Hoffmann	1137
Vorrede des Autors Kater Murr	1141
Unterdrücktes Vorwort des Autors	1142
Erster Abschnitt	1143
Zweiter Abschnitt	1277
Dritter Abschnitt	1438
Vierter Abschnitt	1627
Nachschrift des Herausgebers E. T. A. Hoffmann	1736
Das steinerne Herz	1738
Die Jesuiterkirche in G.	1776
Das öde Haus	1819
Prinzessin Brambilla	1869

Vorwort	1870
Erstes Kapitel	1872
Zweites Kapitel	1900
Drittes Kapitel	1930
Viertes Kapitel	1953
Fünftes Kapitel	1981
Sechstes Kapitel	2007
Siebentes Kapitel	2028
Achtes Kapitel	2048
Die Serapions-Brüder	2064
Vorwort	2065
Erster Band	2067
Zweiter Band	2472
Dritter Band	2885
Vierter Band	3281
Seltsame Leiden eines Theaterdirektors	3677
Vorwort	3678
Seltsame Leiden eines Theaterdirektors	3680
Das Majorat	3837
Die Elixiere des Teufels	3960
Vorwort des Herausgebers	3961
Erster Teil	3964
Zweiter Teil	4192
Meister Floh	4415
Erstes Abenteuer	4416
Zweites Abenteuer	4451
Drittes Abenteuer	4480
Viertes Abenteuer	4513

Fünftes Abenteuer	4540
Sechstes Abenteuer	4570
Siebentes Abenteuer	4602
Fantasiestücke in Callots Manier	4648
Erster Teil	4649
Zweiter Teil	4869
Index	5176

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr

Jürgen Schulze

null-papier.de/kontakt

Gesammelte Werke bei Null Papier

- [Edgar Allan Poe - Gesammelte Werke](#)
- [Franz Kafka - Gesammelte Werke](#)
- [Stefan Zweig - Gesammelte Werke](#)
- [E. T. A. Hoffmann - Gesammelte Werke](#)
- [Georg Büchner - Gesammelte Werke](#)
- [Joseph Roth - Gesammelte Werke](#)
- [Mark Twain - Gesammelte Werke](#)
- [Kurt Tucholsky - Gesammelte Werke](#)
- [Rudyard Kipling - Gesammelte Werke](#)
- [Rilke - Gesammelte Werke](#)

und weitere ...

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Autor

Der Name E.T.A. Hoffmann steht wie kaum ein anderer für die deutsche Romantik. In der Person des Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (eigentlich Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann) kommt die Vielschichtigkeit der Übergangsperiode um 1800 in Deutschland zum Ausdruck, die der hauptberufliche Jurist als Dichter, Komponist, Kritiker und Karikaturist in all ihren Facetten beschrieben hat. Geboren am 24. Januar 1776 in Königsberg (Preußen) und gestorben am 25. Juni 1822 in Berlin, ist sein Leben wie ein Spiegel der epochalen Umwälzung von der Klassik in das bürgerliche 19. Jahrhundert hinein. Das ihm eigene Gespür für die psycho-sozialen Komponenten der gesellschaftlichen Entwicklung machen sein Lebenswerk zeitlos wertvoll.

Das Leben des E.T.A. Hoffmann

Der Tradition der Familie folgend nahm E.T.A. Hoffmann 1792 in Königsberg das Studium der Rechte auf, das er 1798 in Glogau abschloss. Dem Referendariat in Berlin folgte 1800 die Tätigkeit als Gerichtsassessor in Posen (Preußen) und 1804 der Arbeitsort Warschau (damals ebenfalls zu Preußen gehörig), ehe sein Staatsdienst 1807

durch den Einmarsch der Napoleonischen Truppen vorerst endete.

Schon als Student waren die künstlerischen Interessen E.T.A. Hoffmanns vielgestaltig; sie reichten von der Literatur über die Musik bis zur Karikatur. Seine große Leidenschaft aber war das Komponieren. Bereits in der ersten Berliner Zeit schrieb er Klaviersonaten und eine Sinfonie. 1804 nahm er aus Bewunderung für Wolfgang Amadeus Mozart dessen zweiten Vornamen an. Wie seine gesamte Generation war der junge E.T.A. Hoffmann geprägt von Goethes »Werther« und dessen elegischen Geist. Seine frühen Liebesbeziehungen waren voller aufbrausender Empathie. Andererseits verehrte er auch den künstlerischen Humor und die Feinsinnigkeit eines Jean Paul. Seine Karikaturen auf die Honoratioren der Stadt Posen brachten ihm 1802 die Strafversetzung in die ostpreußische Provinz ein. Noch in Posen heiratete Hoffmann die Polin Maria Thekla Michalina Rorer-Trzcinska. Ein gemeinsames Kind starb jedoch früh.

Der Entscheidung E.T.A. Hoffmanns, keinen Staatsdienst für die Napoleonische Herrschaft zu leisten, lag nicht nur die nationale Gesinnung zugrunde. Seinen eigentlichen Ambitionen folgend, stürzte er sich kopfüber in eine künstlerische Existenz. Allerdings währte seine Anstellung als Theaterkapellmeister in Bamberg 1808 nur wenige Monate. Über Jahre musste Hoffmann sein Einkommen durch eine Vielzahl kleinerer Arbeiten sichern, wie beispielsweise als Direktionsgehilfe, Drama-

turg und Dekorationsmaler im Theater oder durch privaten Musikunterricht. Er begann aber auch, Erzählungen und Musikkritiken zu schreiben. Hilfe erhielt Hoffmann in schwierigen Situationen von seinem Jugendfreund Theodor Gottlieb von Hippel. Trotz der ungünstigen Umstände schuf der Komponist E.T.A. Hoffmann in Bamberg die Krönung seines musikalischen Lebenswerkes: die erste romantische deutsche Oper »Undine«. Sie wurde 1814 in Berlin – noch vor dem »Freischütz« von Carl Maria von Weber – aufgeführt.

Mit der Wiedereinsetzung des Preußischen Staates nahm E.T.A. Hoffmann im gleichen Jahr wieder die juristische Tätigkeit auf, als Kammergerichtsrat in Berlin. Das gesamte literarische Werk, mit dem der mittlerweile fast Vierzigjährige in den folgenden Jahren berühmt wurde, entsprang faktisch seiner literarischen Freizeitgestaltung. Hoffmann hatte allerdings die Begabung, kleine Erzählungen in einigen Tagen und große Arbeiten in wenigen Wochen in einem Zug »herunterzuschreiben«. Die »Fantasiestücke in Callots Manier (1814/1815)«, vor allem aber sein Roman »Die Elixiere des Teufels« (1815/1816) begründeten seinen Nimbus als Meister der »Schwarzen Romantik«. Jede seiner literarischen Arbeiten ist durch geheimnisvolle Hintergründe geprägt, selbst wenn es sich um ein satirisches Werk wie die »Lebensansichten des Katers Murr« (1819/1821) handelt. Trotz einer fortschreitenden Lähmung, die als Folge einer Syphilis-Infektion den Dichter im letzten Lebensjahr an den Lehnstuhl fes-

selte, schrieb E.T.A. Hoffmann unermüdlich weiter bis zu seinem Tod.

Das Werk des E.T.A. Hoffmann

Eigentlich hatte E.T.A. Hoffmann lange darauf hingearbeitet, als Komponist anerkannt und berühmt zu werden. Acht Vokalwerke (vom Canzonette bis zur Messe), zehn Instrumentalmusiken (vom Klavierrondo bis zur Sinfonie), zwölf Bühnenwerke (von der Ballettmusik bis zur Oper) sind für einen »Freizeitmusiker« ein beachtliches Volumen - insbesondere, wenn daraus eine historisch zu nennende Oper hervorgeht. Letztendlich ist E.T.A. Hoffmann selbst zur Opernfigur geworden: in »Hoffmanns Erzählungen« von Jaques Offenbach (Uraufführung 1881 in Paris). Aber auch diese späte Würdigung gilt dem Dichter, weniger dem Komponisten. Es scheint fast so, als hätte die musikalische Begeisterung Hoffmann den Blick auf seine eigentliche Stärke verstellt - die Entzündung der Phantasie durch seine Wortkunst. So deutlich abgegrenzt ist das Talent des großen Romantikers jedoch nicht zu sehen. Es spricht für die genreübergreifende Imaginationskraft Hoffmanns, dass sich auch viele andere Komponisten durch seine literarischen Vorlagen inspiriert fühlten - Peter Tschaikowski durch das Märchen vom Nussknacker (»Nussknacker-Suite«), Léo Delibes durch die Erzählung »Der Sandmann« (Ballett »Coppélia«), Ferruccio Busoni durch die Erzählung »Die Brautwahl« (gleichnamige Oper) oder Paul Hindemith durch

die Erzählung »Das Fräulein von Scuderi« (Oper »Cardillac«). Das Wesen der »Hoffmannschen Erzählungen« besteht in der suggestiven Durchdringung des Phantastischen im Leben der Menschen, der sich bis heute kein Leser entziehen kann, und die den kreativen Geist der Künstler durch alle Zeiten hindurch anregt. Das subtile Grauen seiner Darstellungen wurde nirgendwo besser illustriert als in den Filmen von Alfred Hitchcock, und die beschriebenen Abgründe hinter den menschlichen Fassaden waren einer der Impulse für die Philosophie Friedrich Nietzsches.

Was E.T.A. Hoffmann vor zweihundert Jahren schon so exzellent beschrieben hat, ist das Forschen nach den Hintergründen der menschlichen Existenz und nach den Gefahren ihrer scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten. Das Gefühl, alles Bestehende vergehen und unbekannte dämonische Kräfte aufkommen zu sehen, war zu keiner Zeit stärker als in der Epoche der Romantik. Die jahrhundertealte, »gottgegebene« Ordnung wich dem Chaos des Kapitalismus, dessen Folgen für die Menschen damals in keiner Weise abzusehen waren und die Vision der Fremdbestimmung beschworen. Das ist heute – auf neuer Ebene – genau so aktuell wie seinerzeit. E.T.A. Hoffmann hat diese Ängste individuell thematisiert und mit den Mustern der Vergangenheit in mystische Geschehen verwandelt. Bezeichnenderweise erreichte die Hoffmann-Rezeption schon zu seinen Lebzeiten in Ländern wie England oder den USA eine noch höhere Dimension als in

Deutschland. Sein Name wird heute in Amerika in gleicher Ehrfurcht genannt wie der des literarischen Nationalheroen Edgar Allan Poe. Die frühe Internationalisierung seiner Wirkung entspringt aber auch der damaligen Dominanz der Novelle als neue literarische Form und den Unterhaltungsbedürfnissen der aufkommenden Print-Industrie. E.T.A. Hoffmann hat ca. 60 Werke hinterlassen, von denen nur der geringere Teil unter der Rubrik »Roman« einzuordnen ist. Das tut der Genialität seiner Werke keinen Abbruch. Sie sind treffsichere Pfeile auf das Verborgene in der Gesellschaft und damit im besten Sinne modern.

*

A large, stylized handwritten signature in black ink. The word "Hoffmann." is written in a cursive script, with a long, sweeping underline that loops back under the first part of the name.

Die Marquise de la Pivardiere

(Nach Richers *Causes célèbres*.)

Ein Mensch gemeinen Standes, namens Barré, hatte seine Braut zu später Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt und sie dort, da er, ihrer überdrüssig, um eine andere buhlte, mit vielen Messerstichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feilhielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres sittlichen Betragens halber allgemein bekannt unter dem Namen der schönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barrés Untat, und daß auch in der Abendgesellschaft, die sich bei der Duchesse d'Aiguillon zu versammeln pflegte, von nichts anderm gesprochen wurde als von der entsetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Duchesse verlor sich gern in moralische Betrachtungen, und so entwickelte sie auch jetzt mit vieler Beredsamkeit, daß nur heillose Vernachlässigung des Unterrichts und der Religiosität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höhern, in Geist und Gemüt gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, sonst das rege Leben jeder Gesellschaft, war an dem Abend tief in sich gekehrt, und die Blässe seines Gesichts verriet, daß irgendein feindli-

ches Ereignis ihn verstört haben mußte. Er hatte noch kein Wort gesprochen; jetzt, da die Duchesse ihre moralische Abhandlung geschlossen, begann er: »Verzeiht, gnädigste Frau! Barré liest vortrefflich, schreibt eine schöne Hand, kann sogar rechnen, spielt überdies nicht übel die Geige; und was seine Religion betrifft, so hat er freitags in seinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleisch genossen, regelmäßig seine Messe gehört und noch an dem Morgen, als er abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen seine Bildung, gegen seine Religiosität einwenden?«

Die Duchesse meinte, daß der Graf durch seine bittere Bemerkung ihr und der Gesellschaft den unausstehlichen Unmut entgelten lassen wolle, der ihm heute seine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man setzte das vorige Gespräch fort, und ein junger Mann stand im Begriff, noch einmal alle Umstände der Tat Barrés auf das genaueste zu beschreiben, als der Graf von Saint Hermine sich ungeduldig von seinem Sitze erhob und auf das heftigste erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Gespräch ende, das mit scharfen Krallen in seine Brust greife und eine Wunde aufreißt, deren Schmerz er wenigstens auf Augenblicke in der Gesellschaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Ursache seines Unmuts zurückzuhalten. Da sprach er: »Man wird es nicht mehr Unmut nennen, was mich heute langweilig, unausstehlich erscheinen läßt; man wird es mir, mei-

nem gerechten Schmerz verzeihen, daß ich das Gespräch über Barrés Untat nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein Mann, den ich hochschätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardiere, ist vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden.«

»Himmel«, rief die Duchesse, »welch' neue entsetzliche Untat! Wie konnte das geschehen! Die arme unglückliche Marquise!«

Auf dies Wort der Duchesse vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmutigen geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle du Chauvelin die Zierde der ersten Zirkel in Paris gewesen sei.

»Und«, sprach der Graf mit dem ins Innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, »und diese geistreiche tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Zirkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug mit Hilfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charost!«

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte alles den Grafen an, der sich vor der Duchesse, die der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ. --

Franziska Margarete Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen,

aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sei, das weibliche Gemüt zur Erkenntnis seiner eignen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein starrer Sinn verschmähte jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjektiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkt aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt; und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Äußerungen einer innern Gemütsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nötig sei, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüt zu verhindern; auf das sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin es dahin brachte, sich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balls o. s. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziskas notwendigste weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingen bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede sein konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erst recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet und die wohl nur bei einem Jünglinge oft ins

Fratzenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrtum war. So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüt Franziskas die Rauhigkeit eines männlichen Geistes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, es durchzuschauen vermeint, anzuerziehen; es gelang ihm nicht, die hohe Anmut und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbteil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziskas Innerm und die er in seltsamer Selbsttäuschung für die Frucht seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmut jeder Bewegung, alles dieses gab indessen Franziskas äußerer Erscheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört, ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diene, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemüthlichen lebensvollen Scherz umgestaltete: so könnt' es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in

die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter du Chauvelin seiner Tochter eingeflößt. Hatte sich auch irgendein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde tötete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so geriet man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheiratet bis in ihr fünfundzwanzigste Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Ritterguts Nerbonne.

Die Duchesse d'Aiguillon (wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt) fand es nun nötig, sich um Franziskas Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sei sie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, sich selbst beraten könne. Gewohnt, alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziskas Tun und Lassen

Rat hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Duchesse übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das ehescheue Mädchen zur Befolgung dieses Beschlusses zu bewegen, und freute sich im voraus über den Triumph ihrer Überredungskunst. Sie begab sich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgesetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekostet, daß sie endlich den Bedingnissen des Lebens nachgeben, ihren Starrsinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rücksichtslos dem Gefühl der Liebe Raum lassen und einen Mann, der ihrer wert, mit ihrer Hand beglücken müsse.

Franziska hatte die Duchesse mit ruhigem Lächeln angehört, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Nicht wenig erstaunte die Duchesse aber jetzt, als Franziska erklärte, daß sie ganz ihrer Meinung sei, daß ihre Lage, der Besitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, sich durch die Vermählung mit einem ehrenwerten Manne ihres Standes im Leben fest zu stellen. Sie sprach dann von dieser Vermählung wie von einem Geschäft, das, von ihrem Verhältnis herbeigeführt, notwendig abgeschlossen werden müsse, und meinte, daß sie vielleicht bald imstande sein werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der sich als der vernünftigste, ruhigste bewährt.

»Fräulein«, rief die Duchesse, »Fräulein, sollte Euer reiches Gemüt, Euer empfänglicher Sinn denn ganz verschlossen sein dem schönsten Gefühl, das die Sterbli-

chen beglückt? -- Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?»

Franziska versicherte, daß dies niemals der Fall gewesen sei, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Prinzip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urkraft des menschlichen Geistes breche und nichts herbeiführe als ein durch Demütigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verstörtes Leben.

Die Duchesse geriet ganz außer sich über die abscheulichen Grundsätze und begann Franziska tüchtig auszuschelten, daß sie einer Lehre gefolgt, die sie geradezu ruchlos und teuflisch nannte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sei und eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle schuld gebe, nämlich ein armseliges verstörtes Leben. Zuletzt faßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Tränen in die Augen traten: »Nein, mein gutes teures Kind, nein, es ist nicht möglich; du täuschest dich selbst, du gibst dich uns schlechter als du wirklich bist; fremd sind dir jene Grundsätze eines strengen, starren Mannes, der dem Leben feindlich entgegentrat! -- Du hast geliebt und widerstrebtest nur im ungekünstelten Eigensinn deiner innern Regung! -- Sei aufrichtig, erwäge jeden Augenblick deines Lebens! -- Es ist nicht möglich, daß es keinen geben sollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in dein eisumpanzertes Herz!«

Franziska stand im Begriff, der Duchesse zu antwor-

ten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz sie zu durchzucken schien. Über und über errötend, dann zum Tode erbleichend, starrte sie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer stieg aus der Brust empor, dann begann sie: »Ja, ich will aufrichtig sein -- ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in dem mich mit zerstörender Gewalt ein Gefühl überraschte, das ich verabscheuen lernte und noch verabscheue!«

»Weh dir!« rief die Duchesse, »weh dir, aber sprich!«

»Ich hatte«, erzählte Franziska, »eben mein sechzehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigste Frau, einführte. Ihr verstandet meine Befangenheit zu besiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelassen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug sein können, mich für die gefeierte Königin der Gesellschaft zu halten.«

»Das wart Ihr, das wart Ihr!« unterbrach die Duchesse das Fräulein.

»Ich weiß nicht mehr«, fuhr das Fräulein fort, »was ich eben sprach, aber es erregte die Teilnahme der ganzen Gesellschaft so sehr, daß in dem tiefsten Stillschweigen aller Blicke starr auf mich gerichtet waren und ich beschämt die Augen niederschlug.

Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen Franziska! wie einen leisen Seufzer. -- Unwillkürlich schaue ich auf -- mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich so lange noch gar nicht bemerkt; -- aber ein

unbekanntes Feuer strahlt aus seinen dunklen Augen und durchdringt mein Innerstes wie ein glühender Dolch --, mich erfaßt ein namenloser Schmerz --, es ist mir, als müsse ich sterbend niedersinken, aber der Tod sei das höchste seligste Entzücken des Himmels. -- Keines Wortes mächtig, vermag ich nur, von süßer Qual gepeinigt, tief aufzuseufzen -- Tränen strömen mir aus den Augen. -- Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man schnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand sind, mich aus dem entsetzlichen Zustande zu reißen. -- In tötender Angst, ja in Verzweiflung versichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl sei. -- Ich verlange zurück in die Gesellschaft. -- Meine Augen suchen, finden ihn -- ich sehe nichts als *ihn* -- *ihn*! -- Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er sich mir nähern könne, und doch ist es eben dieser Gedanke, der mich mit dem süßesten, nie gefühlten, nie geahneten Entzücken durchströmt! -- Mein Vater mußte meinen überreizten Zustand bemerken, konnte er auch vielleicht dessen Ursache nicht erforschen; er führte mich schnell fort aus der Gesellschaft. --

So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böse verstörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater so sehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles dessen, was er darüber gesagt, vollkommen einsehen. Ich kämpfte einen schweren Kampf; aber ich siegte; das Bild des Jünglings verschwand, ich fühlte mich froh und

frei, ich wagte mich wieder in Eure Gesellschaft, gnädigste Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schicksal oder vielmehr jenem bösen Prinzip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein schwererer Kampf stand mir bevor. -- Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenster liege und hinaussehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufschaut, mich grüßt und dann geradezu losschreitet auf die Tür des Hauses. -- Weh mir! -- mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entsetzliche Macht! -- Er kommt, er sucht dich auf! -- Dieser Gedanke, -- Entzücken, -- Verzweiflung -- raubt mir die Sinne! -- Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sofa; mein Vater stand bei mir, ein Naphthafläschchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Besonderes begegnet. Er habe die Tür meines Zimmers öffnen, wieder verschließen und dann Tritte die Treppe herab gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu seinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts sagen; doch schien er das Geheimnis zu ahnen, denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet, traf mich seine bittere Ironie, die er gegen verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien als der erste.«

Die Duchesse umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun alles sich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, da sie ein Tagebuch führe, in dem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht, und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziskas Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß, wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheiratet sei und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnisvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verstören müsse.

Die Duchesse schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntnis vielleicht zu spät und dann unwiederbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Änderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte sie sich eben nicht mit der ihr selbst so notwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen, und noch war sie unverheiratet. »Seltsam wie sie ist, wird sie das Seltsame unerwartet tun«, sprach die Duchesse d'Aiguil-

lon und hatte recht; denn niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardiere ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.

Der Marquis de la Pivardiere war unter Franziskas Bewerbern derjenige, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trockenem Wesen, etwas unbehilflichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beißenden Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses tun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab, in seinen Meinungen und Grundsätzen viel Ähnliches mit ihrem Vater zu finden, und dies veranlaßte sie, sich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, schlau genug, einzusehen, worauf es ankomme, um sie für sich zu gewinnen, hatte nichts Angelegentlicheres zu tun, als auf das sorglichste alles zu studieren und sich einzuprägen, was Franziska aus dem Innersten heraus vorzüglich über das Verhältnis der Ehe äußerte, und es dann als seine eigne Überzeugung vorzutragen.

Diese scheinbare Einigkeit der Gesinnung, der Gedanken, daß der Marquis unter allen denen, die um sie warben, der einzige sei, der das Leben aus dem richtigen